

Rolf Lindner

Populärwissenschaftliches Schreiben und der Ruf der Disziplin

Robert Ezra Park, der Begründer der Chicagoer Stadtforschung, behielt in seiner Lehre die Attitüde eines Redakteurs bei, die er in seiner langjährigen Tätigkeit als Journalist, Publizist und PR-Berater erworben hatte, bevor er sich dem akademischen Feld zuwandte. Er vertrat die Ansicht, dass auch wissenschaftliche Abhandlungen ein generelles, über die Mitglieder der *scientific community* hinausgehendes Publikum erreichen sollten. „You are not writing for the professors“, lautete sein Diktum, „you are writing for the general public“.

Für eine junge Wissenschaftsdisziplin wie die Soziologie, die anfangs stark mit *social work* assoziiert wurde, galt es bereits mit dem Titel der Studie eine Sichtweise zu propagieren, die die zeitgenössische *Big C*-Soziologie (*Charity, Crime, Correction*) hinter sich ließ, ohne den Reformgedanken aufzugeben. Die Ersetzung eines Titels wie *The Homeless Man*, der dem *Social Work*-Verständnis entsprach, durch einen Titel wie *The Hobo* (mit dem Untertitel *The Sociology of the Homeless Man*) ist daher als Teil einer Publikationspolitik zu begreifen, der es darum ging, das Phänomen des Wanderarbeiters einer breiteren Öffentlichkeit verständlich zu machen.

Der Versuch, die Aufmerksamkeit des Publikums auf einen (wissenschaftlichen) Text zu lenken, sollte aber nicht nur als rhetorische Figur begriffen werden, sondern auch eine bestimmte Aussage transportieren oder eine epistemische Perspektive an-

deuten, die das Publikum zum Nachdenken bringt. Der Titel *The Hobo* beispielsweise signalisiert, dass es sich beim Wanderarbeiter nicht nur um eine für die Erschließung des Westens unverzichtbare Arbeitskraft handelt, sondern auch um eine für die amerikanische Zivilisation charakteristische, kulturelle Figur.

Bei meiner Geschichte der Stadtforschung, *Walks on the Wild Side*, habe ich mich ebenfalls auf einen literarischen Titel bezogen; nicht auf den gleichnamigen Song von Lou Reed, wie viele Leser:innen verständlicherweise annahmen, sondern auf einen Roman des Chicagoer Autors Nelson Algren (auf den auch Reed rekurriert hatte). Auch in meinem Titel ist bereits eine These enthalten, die von zentraler Bedeutung für die Untersuchung ist. Das Motiv der Forschenden erschöpft sich nicht im wissenschaftlichen Beitrag, sondern fußt auch auf der Lust auf ‚andere‘ Erfahrungen, auf Abenteuer, Körperlichkeit, Sexualität.

Beim Versuch, potenzielle Leser:innen auf ein Werk neugierig, also erwartungsvoll zu machen, kommt der Eingangspassage, gerade auch für die im Netz angebotenen Leseproben, besondere Bedeutung zu. Beispielhaft hat der Chicagoer Soziologe Paul G. Cressey die Neugier des Lesepublikums dadurch entfacht, dass er seine Publikation *The Taxi-Dance Hall* mit der Schilderung einer Nacht in der Vergnügungsstätte („A Night in a Taxi-Dance Hall“) begann. Ob es sich nun um eine Dorfchronik, um eine Milieustudie oder um die Schilderung der migrantischen Lebenswelt handelt, stets liegt der Einstieg in das Thema durch eine dichte Beschreibung einer charakteristischen Szene nahe, die bei der Leserschaft eine Sogwirkung zu erzeugen vermag.

Die öffentliche Beachtung, die Publikationen eines Faches erfahren, hängt freilich nicht allein von der Aktualität der Themen, der Originalität der Perspektive und den angewandten *tricks of the trade* (Becker) ab, sondern auch und nicht zuletzt vom ‚Ruf‘ einer Disziplin. In dieser Hinsicht war die Fachbezeichnung Volkskunde, wie sie ja immer noch bei Fachorganen und -kongressen Verwendung fand, nicht gerade förderlich, um die *gate keeper* der medialen Öffentlichkeit, in der Regel Absolventen der Literatur-, Kultur- und Geschichtswissenschaften, zu überwinden und ein Publikum zu erreichen, das über die klassische Klientel hinausging. Schon die Wortverbindung ‚-kunde‘ ließ, gerade in Zeiten des Szientismus, den Verdacht aufkommen, dass es sich bei unserer Disziplin um eine ‚einfachere‘, ‚niedere‘ Form der Wissenschaft handle. Das hatte durchaus gravierende Folgen für die Beachtung des Faches auf den Wissenschaftsseiten der Publikumspresse, wo man zuweilen nur noch wortspielerisch ‚Kunde‘ vom Volkskundekongress gab. Noch folgenreicher schlug sich meiner Meinung nach der Ruf auf die Zitationspraxis durch Vertreter:innen anderer Fächer nieder, die, vorsichtig formuliert, zurückhaltend blieb, obwohl es durchaus Beiträge aus unserem Fach gab, die bahnbrechend hätten wirken können. Zu denken ist etwa an den Essay *Zur Entwicklung des Zillertaler Regionalcharakters* von Utz Jeggle und Gottfried Korff aus dem Jahre 1974, der das *Invention of Tradition*-Paradigma von Hobsbawm/Ranger empirisch vorwegnahm. Zuweilen drängte sich der böse Verdacht

auf, dass Kolleg:innen aus den ‚gehobenen‘ Fächern auf Zitate aus der *Zeitschrift für Volkskunde* verzichteten, um nicht ihr Renommee zu schädigen. *Zeitschrift für Ideengeschichte* macht sich da als Quelle schon besser.

Mit der neuen Fach- und Organbezeichnung Empirische Kulturwissenschaft sind die Probleme nicht verschwunden, aber wir können durchaus selbstbewusster im Konzert der Disziplinen auftreten. Selbstbewusst, das heißt aber auch, das Profil des Faches im Sinne einer kognitiven Identität zu schärfen und nach außen zu tragen. Dazu scheint mir verstärkte Öffentlichkeitsarbeit notwendig, etwa, um nur ein Beispiel zu nennen, durch einen Pressebrief, der regelmäßig nicht nur über wichtige Neuerscheinungen und anstehende Tagungen informiert, sondern auch und vor allem Statements, Kommentare und Kurzbeiträge zu aktuellen gesellschafts- und kulturpolitischen Fragen aus alltagskultureller Perspektive enthält. Gerade in Zeiten, in denen in auffälliger Weise mit Umfrage-Schnellschüssen in den öffentlichen Diskurs eingegriffen wird, ist das auf *longue durée* bedachte, lebensweltliche Hinterfragen, das unsere Disziplin auszeichnet, als kritische Perspektive herausgefordert.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2023/02.07>